Zeitschrift: Schweizer Schule
Herausgeber: Christlicher Lehrer- und Erzieherverein der Schweiz
Band: 43 (1956)
Heft: 23

Artikel: Es waren die schönsten Jahre meines Schuldienstes...
Autor: Kaufmann, M.T.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-540161

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 27.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Ohne Beine und ohne rechte Hand ist Margrit zur Welt gekommen. Aber tapfer und liebend haben ihre Eltern sie aufgenommen, und tapfer geht Margrit ihren Lebensweg. Heute, nachdem eine Pro Infirmis-Stelle sich jahrelang dafür eingesetzt hat, daß sie eine Berufsausbildung und alle nötigen Behelfe erhielt, arbeitet sie – mit ihrer einen linken Hand – als Arztsekretärin in einem Spital.
Wieso war das möglich? Weil die entscheidenden Voraussetzungen erfüllt waren, weil Margrit sich dank ihrer Familie und ihrer Lehrer geistig und charakterlich, schulisch und beruflich, wie *ein normales Kind* entwickeln durfte. Vom siebten Lebensjahr an ging sie wie alle anderen in die Dorfschule. *Ging?* Nein, die ältere Schwester brachte sie in einem großen Sportwagen und trug sie tagtäglich die Treppen hinauf und hinunter. Und Margrit lernte und freute sich (oder ärgerte sich auch einmal) wie alle anderen Kinder, und erwarb das nötige Rüstzeug, dank dem es schließlich eine Handelsschule besuchen konnte.
Jahre später, als Margrits Vater durch Krankheit ins Elend geraten und die berufliche Ausbildung dieses schwerstbehinderten Mädchens dadurch noch mehr erschwert war, wandte eine Pro Infirmis-Fürsorgerin sich in dieser Angelegenheit einmal an den Gemeindeschreiber. Kaum hatte sie den Namen Margrit F. ausgesprochen, ging ein Leuchten über das Gesicht dieses Mannes, der seit über dreißig Jahren Lehrer des kleinen Dorfes war. Ob er sich an all das erinnerte, was das Kind ihm verdankte, da er es so bedenkenlos in seine Klasse aufgenommen hatte, trotz der unvermeidlichen kleinen Belastungen und Rücksichtnahmen, die dies von ihm erforderte? Nein, das schien ihm überhaupt nie zum Bewußtsein gekommen zu sein. Er dachte einzig an das, was Margrit ihm und den Mitschülerinnen *gegeben* hatte. »Wissen Sie«, bekannte er, »das waren die schönsten Jahre, als ich Margrit in der Schule hatte; es herrschte damals ein prächtiger Geist in der ganzen Klasse!«
Daß diese Erfahrung keine Ausnahme bedeutet, bestätigen die Zeugnisse anderer Lehrer. So erschienen vor einigen Jahren in der Schweizerischen Lehrerzeitung folgende zwei Beispiele:

Peter mußte am Stock zur Schule, um sein gebrechliches Bein zu entlasten. Später fuhr er mit dem Velo, den Stock in der Klammer des Gepäckträgers mit sich führend. Geistig überdurchschnittlich begabt, folgte er dem Unterricht mit Leichtigkeit, nur im Turnen behinderte ihn sein bresthaftes Bein. Trotzdem besuchte er die Turnstunden auch, gleichsam als Hospitant, gewisse Übungen versuchte er mitzumachen. Sogar auf dem Fußballplatz erschien er manchmal mit seinen Kameraden, die mit dem den Kindern eigenen psychologischen Fingerspitzengefühl Peter mitspielen ließen, wenn es ihm Spaß machte. Statt mitzuspringen hülpte er mit, und wenn ihn ein Ball erreichte, stützte er sich wiederum auf den Stock und kickte mit dem gesunden Fuß aus dem Stand.
Ein tiefes Bedürfnis, soweit wie irgend nur möglich das Leben eines normalen Kindes zu leben, kennzeichnete den leichtgebrechlichen Peter; es vergessen, wenigstens zeitweise vergessen zu können, was ihm das stiefmütterliche Schicksal zugedacht hatte, das war die Sehnsucht des hinkenden Knaben. Darum wollte Peter um jeden Preis die Normalschule besuchen. Es ging mehr als um die Schule, es ging um sein Glück.

Klaus, unfähig zu gehen, mußte zur Schule gefahren und dann von den Kindern, und als er für sie zu schwer wurde, vom Abwart ins Schulzimmer getragen werden. Dem mündlichen Unterricht vermochte der mittelmäßig begabte Knabe zu folgen, freilich ohne die Anteilnahme eines gesund-vitalen Kindes. Mit der schwerfälligen Rechten konnte er leidlich schreiben. Bemerkenswert war die Angleichung des Schwergebrechlichen an die normalen Kinder. Klaus fühlte sich anscheinend so frei wie irgend ein anderer unter ihnen, sprach gänzlich ungehemmt, konnte mitunter auch tüchtig schimpfen, wenn er nicht fachgemäß getragen wurde.
Was mich aber am meisten beeindruckte, das war die wundervolle Haltung der normalen Kinder gegenüber ihrem armen Mitbruder. Ihm zu helfen, schien eine Selbstverständlichkeit zu sein. War die Schwester nicht da, um den Wagen zu stoßen, kam der Nachbarsknabe, und fehlte dieser, sprang ein dritter ein. Die Klasse wurde nicht müde zu helfen.

Ein andermal zitiert ein Sekundarlehrer den Ausspruch eines Sechstklaßlehrers: »Sie können sich freuen, daß Hans Ihnen zugeteilt wurde. Durch die bloße Anwesenheit des körperlich behinderten Knaben wird die Klasse geistig umgewandelt.«
Margrit, Peter, Klaus, Hans, sie stehen für noch viele andere körpergebrechliche Kinder, die ihre Kameraden bereichert und sich selbst, nicht zuletzt dank dem Besuch der Normalschule, zu gei-

stig gesunden, frohen und kontaktfähigen Menschen entwickelt haben.
Oder scheint es den Lehrern nur so? Ist die Normalschule nicht doch eine zu große Belastung für schwerer behinderte Kinder? Leiden sie nicht zu sehr darunter, daß sie unter erschwerten Umständen im Wettstreit mit den Gesunden stehen? Hören wir die Antwort einiger Gebrechlicher:
Hans, der immer im Fahrstuhl zur Schule gebracht wird, schreibt mit vierzehn Jahren in einem Aufsatz:

»Der Entscheid für den Schulunterricht unter gesunden Kindern fällt mir heute nicht mehr schwer. Der Grund dafür ist für mich leicht zu finden: durch das Zusammenleben mit meinen Kameraden lernte ich nicht nur die mitreißende Umgebung unbeschwerter Fröhlichkeit kennen, sondern konnte mich dadurch auch geistig mit gesunden Menschen messen und erhielt somit den Maßstab, welcher auch für das spätere Leben gilt.
Man könnte sich nun fragen, ob eine solche Behinderung nicht manchmal peinlich sei. Selbstverständlich gibt es Situationen, in denen man dazu gezwungen wird, seine eigene körperliche Unbeholfenheit mit der Unabhängigkeit der andern zu vergleichen. Doch kommt dies in der Schule weniger zum Ausdruck, da ich mich hier auf einem Gebiet bewege, bei dem ich mich meinen Mitschülern gegenüber vollkommen ebenbürtig fühle. Dazu helfen mir meine Kameraden in großzügiger Weise, mein eigenes Gebrechen zu vergessen, so daß ich oft erst am Ende der Unterrichtszeit jäh wieder daran erinnert werde.«

Noch viel schwerer betroffen war ein Mädchen, das zu jenen – nach dem ersten Eindruck zu urteilen, besonders bedauernswerten – Gebrechlichen gehörte, die man als Little bezeichnet und die durch ihre ungeordneten, ruckweisen Bewegungen, ihr Grimassieren und ihre Sprechstörungen oft den Eindruck von Geistesschwachen erwecken. Heute, wo sie nach abgeschlossenem Universitätsstudium als Bibliothekarin arbeitet, schreibt sie:

»Mit sechs Jahren wurde ich in eine kleine Privatschule geschickt, deren Hauptvorteil war, wenig wilde Buben zu haben, die mich hätten umwerfen können. Hier tauchte zum erstenmal eines meiner schwierigsten Probleme auf: wie sollte ich die Handbewegungen genügend beherrschen, um zu schreiben? Als ich mit neun Jahren in die Mittelschule übertrat, konnte ich nur stehend und sehr langsam schreiben. Mit einer Schreibfeder brachte ich überhaupt nichts zustande; so füllte ich die Eintrittsformulare mit Bleistift aus. *Daß man mich aufnahm, hat wohl mein ganzes späteres Leben beeinflußt.* Ein für alle Mal war ich nun im großen Strom, ohne Zeit oder Lust, mich als abseitsstehend zu empfinden. Ich wurde einzig vom Turnen und vom Werkunterricht dispensiert. Rückblickend bin ich selbst erstaunt, wie ich mich durchschlug. Etwas vom Schlimmsten waren die Grammatikklausuren, bei welchen vorgedruckte Fragen auf einem schmalen Papierstreifen mit einem Wort zu beantworten waren. Welches Problem, das Papier festzuhalten und zugleich darauf zu schreiben! Aber nie im Traume wäre mir eingefallen, um ein größeres Papier zu bitten. Heute bin ich überzeugt, daß diese ungeheure Anstrengung, ebenso genau und sauber wie ein gewöhnliches Kind zu schreiben, zu einem guten Teil mit schuld ist an der Verkrampfung meiner Muskeln. Trotzdem bin ich für die geistige Disziplin dieser Jahre dankbar...«

Wahrhaftig, ein mühseliger Schulbesuch! Und doch hat ihn das Kind mit demselben Stolz und Eifer durchgehalten wie ein anderes das Training im Sport.
Wie viel gedrückter tönen die Erinnerungen eines anderen Invaliden, der einen Großteil seiner Schulzeit in Anstalten verbringen mußte (obschon er diesen an sich ein gutes Andenken bewahrt):

»...Das furchtbare Heimweh und Elend der ersten Wochen verwandelte sich in den folgenden Monaten bald in Gleichgültigkeit und Langeweile...Wegen der weiten Entfernung war richtiger Kontakt mit meiner Familie unmöglich, und die Art Briefe, die man einem 6jährigen Kinde schreiben kann, ließ keine Bindung entstehen. Als ich langsam selbst korrespondieren konnte, hatte ich längst aufgehört, mich zu den Leuten gehörig zu fühlen, denen ich schrieb... Die Wirklichkeit schien unfaßbar und kompromißlos. Eine Wirklichkeit ohne Möglichkeiten, seine Kräfte zu erproben, sich selber auszudrücken, ohne Zukunftsaussichten, die für ein 8jähriges Kind annehmbar gewesen wären.
...Als man mich der Familie zurückgab, wurde ich zum zweiten Mal entwurzelt. *Ich kehrte als Fremder zurück...* Ich wagte immer weniger, nach einem vertrauten Menschen zu suchen. *Zufällige Kontakte fielen weg, weil meine stark eingeschränkte Bewegungsfreiheit mich ausschloß von Spielgruppen usw.*«

Wir wollen keines dieser Beispiele verallgemeinern. Bei allen hat der Einfluß der Familie und die persönliche Veranlagung, nicht zuletzt die zum Teil ausgezeichnete Intelligenz, eine wichtige Rolle gespielt. Das Ergreifende und Allgemeingültige dieser Schilderungen ist aber der Gegensatz zwischen der selbstverständlichen Gemeinschaft, in der die einen standen, und der Gefahr der Heimatlosigkeit, Vereinsamung und Kontaktlosigkeit des andern.

Diese droht dem geistig geweckten *körperbehinderten* Kind bei einer Anstaltsversorgung viel stärker als dem geistesschwachen und taubstummen, das durch seine geistige Behinderung (auch beim intelligenten, aber in seiner Begriffswelt so eingeengten Taubstummen!) an sich schon außerhalb der Ge-

meinschaft der Normalen steht und darum in einer ihm angepaßten Umgebung unter Umständen sogar die glücklichere Gemeinschaft finden kann.

Für diese Kinder kommt auch eine ausgesprochene Spezialschulung in Frage, die der in jeder Klasse einheitlichen Behinderung Rechnung trägt. Die vielfältigen Körperbehinderungen an Händen, Beinen und Rücken dagegen bringen nicht viel gemeinsame und – da die Schulung doch vor allem Anforderungen an die geistigen Fähigkeiten stellt – häufig überhaupt nur wenig schulische Probleme mit sich.
Wenn sich Lehrer dafür einsetzen – es braucht oft Mut und Ausdauer –, daß sinnesbehinderte und geistesschwache Kinder eine Sonderschulung erhalten, tun sie ihnen damit eine Wohltat. Der Großteil der geistig-normalen Körperbehinderten aber ist und wird bei einer verständnisvollen Einstellung von Lehrern und Kameraden nirgends so glücklich und lebenstüchtig wie in der Normalschule. Darum die Bitte an jeden Lehrer und jede Lehrerin: *Machen Sie zum mindesten einen Versuch,* wenn ein gebrechliches Kind in Ihre Klasse kommen sollte. Sicher gibt es Schwierigkeiten zu überwinden, doch lassen sich in Zusammenarbeit mit Eltern und Gebrechlichenfürsorgerinnen überraschend oft Lösungen finden. Als zum Beispiel Margrit, dieses dreifach amputierte Mädchen, in die Handelsschule sollte, hatte die Pro Infirmis-Fürsorgerin einen wahren Kampf zu bestehen, bis die Schulleiterin schließlich einsah, daß sie hier die »Nächste« war, die diesen Samariterdienst übernehmen mußte. Doch schon wenige Monate später erklärte eine der Lehrerinnen: »Wie froh bin ich, daß Margrit gerade in meiner Klasse ist!«
Gegenüber katholischen Kindern tragen die Lehrer noch eine spezielle Verantwortung: Wir haben in der ganzen deutschen Schweiz keine katholischen Schulheime für Körperbehinderte. So kommt nur die Unterbringung in andere Anstalten in Frage, wo die Kinder trotz dem durchwegs guten Geist in Gefahr sind, auch religiös heimatlos zu werden. Entweder wollen sie sich dann nicht von den anderen Kindern unterscheiden und verlieren so nach und nach die Bindung an den eigenen Glauben, oder sie ertragen es, daß etwas sie von den Kameraden trennt, drohen aber religiös zu verkümmern, weil sie – auch wegen der Überlastung des Diaspora-Klerus – keine intensive religiöse Betreuung erhalten und weil sie meistens keine Gelegenheit zum regelmäßigen Besuch der Sonntagsmesse haben. Wie viel geht auch einem noch sehr aufs Gemüthafte und Sinnenfällige eingestellten Kind verloren, wenn zum Beichten und Kommunizieren nur irgend ein Untersuchungs- oder gar Badezimmer zur Verfügung steht!
Natürlich darf aus diesen Feststellungen nicht abgeleitet werden, daß *jedes* körperbehinderte Kind ununterbrochen die Normalschule besuchen soll. Denken wir an jene, die wegen eines zu mühsamen Schulwegs die Schule nicht oder nur unregelmäßig zu besuchten vermöchten. (Immerhin sind unter ihnen viele, die zwar nicht am Wohnort, aber doch von einer Pflegefamilie aus, häufig Verwandten, oder zum mindesten in einem Kinderheim, dem Schulunterricht mit gesunden Kindern zusammen folgen können.) Vergessen wir auch jene nicht, die – vielleicht gerade wegen ihres Gebrechens – daheim der nötigen Liebe und Pflege entbehren müßten. Schließlich gibt es auch all die Bedauernswerten, die so pflegebedürftig sind, daß für sie der Besuch einer Normalschule von vornherein unmöglich ist und darum unbedingt für Privatunterricht oder Schulung in einer Anstalt gesorgt werden sollte.
Die größte und praktisch für den Schulbetrieb wichtigste Gruppe stellen indes jene Kinder dar, deren Schulbesuch durch mehrere und zum Teil längere *Behandlungen* unterbrochen werden muß. In zahlreichen Fällen (nennen wir nur die Kinderlähmungsfolgen und Rückgratverkrümmungen) hängt es ja entscheidend von den Behandlungen während der Wachstumsperiode ab, inwieweit der Zustand eines Kindes gebessert oder zum mindesten vor Verschlimmerungen bewahrt werden kann. – Wohl sind alle orthopädischen Kliniken in den Ferien überfüllt, weil zahlreiche Kinder sich in dieser für die anderen sorglosesten Zeit Operationen, Anwendungen von Gipsverbänden, Heilgymnastik und Massagen unterziehen müssen. Manchmal aber darf nicht bis zu den Ferien zugewartet werden oder sind, besonders in den ersten Jahren nach einer schweren Kinderlähmung, monatelange Behandlungen nötig. Die hierdurch bedingten Schulversäumnisse sind recht lästig für den Lehrer, und es ist menschlich, wenn er eine zurückhaltende Einstellung zu solchen Behandlungen hat, umso mehr als ihre Wirkungen

selten augenfällig sind. Versetzt er sich jedoch an die Stelle des Kindes und seiner Eltern, dann wird er erfassen, wie sehr Trennung, Schmerzen und Kosten sie von der doch so dringenden Behandlung zurückzuhalten drohen. Sicher wird er dann nicht mehr an seine im Vergleich dazu doch kleinen Unannehmlichkeiten denken, sondern statt dessen – in selbstlosem Interesse für das Kind – eher ein ermutigendes Wort sagen und sich auch darum bekümmern, daß der kleine Patient während seiner Abwesenheit schulisch möglichst wenig zurückkommt und in Verbindung mit seiner Klasse bleibt.

Es ist erstaunlich, wie wenig Aufmunterung es oft von Seiten der Erzieher bedarf, um in Kindern größte Hilfsbereitschaft und Freigebigkeit – ja sogar Ausdauer – gegenüber gebrechlichen Kameraden zu wecken. Dies gilt selbst für Klassen, die keine Behinderten unter sich haben, aber durch Vermittlung von Pro Infirmis eine Patenschaft für ein behindertes Kind übernommen und durch ihre lebendige Freundschaft viel Freude in das Leben ihres Patenkindes gebracht haben.

Den meisten Kindern wird aus der Begegnung mit Behinderten ein doppeltes Geschenk zuteil: Ein Stück Herzensbildung, das uns allen heute so not tut, und die Verbindung von Unbefangenheit und Verständnis gegenüber den Gebrechlichen, die sie diesen ihr Leben lang bewahren. Nicht umsonst hören Gebrechlichenfürsorger von besonders einsatzbereiten Helfern immer wieder die Bemerkung: »Ich hatte eben selber einen gebrechlichen Freund – einen behinderten Bruder!«

Die »Opera Don Luigi Guanella« *

Dr. B. Simeon, Chur

Die »Casa di Gino«: Lebensschulung der schwachsinnigen Jugend

Der Wille, den Geistesgehemmten und Abnormalen nicht nur ein freundliches Heim, sondern auch die Möglichkeit einer geregelten Erziehung und eines positiven Einsatzes zu geben, lebt bei den Söhnen Don Guanellas als kostbares Vermächtnis des Gründers weiter. Er hat in neuerer Zeit ein Werk geschaffen, das in diesem Zusammenhang unbedingt genannt werden will.

Im näheren Umkreis der Stadt Como, unweit des Mutterhauses der Schwesternkongregation, besitzt die Opera Don Guanella ein größeres landwirtschaftliches Gut. Es ist die Schenkung eines edlen begüterten Ehepaares, das im letzten Weltkrieg den einzigen Sohn, Gino, einen prächtigen jungen Mann, in den Kämpfen um El Alamein verloren hatte. In tief christlicher Gesinnung bestimmten die Eltern, daß das Landgut, welches zuerst dem Sohne zugedacht war, nun unter seinem Namen zu einer Stätte der Nächstenliebe und der Erziehung und damit zu einem dauernden lebendigen Andenken an den Gefallenen wurde. Sie übergaben das Ganze den Guanellianern und vereinbarten mit ihnen, daß es zu einer Colonia Agricola und zu einem Erziehungsheim für geistig behinderte Knaben werde.

Die »Casa di Gino« ist in vollem Maß das, was der landläufige Ausdruck als »Musterfarm« bezeichnet. Sie umfaßt alle Zweige der landwirtschaftlichen Tätigkeit: ausgedehntes Grasland, Gemüsekulturen, Acker- und Obstbau, Kleintier- und Viehzucht, Rebbau, Versuchspflanzungen für wissenschaftliche Untersuchungen. Mittelpunkt des weitläufigen Gebietes ist eine Gebäudegruppe, welche die Unterkunftsräume der zirka vierzig Zöglinge, die Wohnungen für das Personal und die Leiter, die Stallungen, die Wagen- und Geräteschuppen, die Villa der Stifter und besonders eine entzückende kleine Kapelle besitzt.

Hier hinauf kommen also, hergebracht von armen und besorgten Familien oder von Fürsorgestellen, diese 12- bis 16jährigen Knaben, deren geistiges Wachstum irgendwie gestört ist.

Wenn sie herkommen, können sie nichts. Sie können kein Werkzeug richtig halten, wissen nichts von der Zweckmäßigkeit einer Arbeitsbewegung, sehen keine Zusammenhänge im Arbeitsablauf, haben keine Begriffe.

Dann setzt in der »Casa di Gino« behutsam und zielsicher ihre Lebensschulung ein, die natürlich ganz auf individuelle Behandlung ausgerichtet ist. Die Patres, unterstützt von den Laienbrüdern – unter welchen sich zwei diplomierte Agronomen

* Siehe »Schweizer Schule« Nr. 20, 21 und 22 vom 15. Februar, 1. und 15. März 1957.